

ableitbare Grundthese von der differenzierten Koexistenz von De- und Rechristianisierungstrends berücksichtigt nicht die z. T. gut erforschten Funktionsveränderungen von Religion z. B. in der sog. Sakralisierung von Politik im Kontext des Struktur- und Fernwandelns politischer Öffentlichkeit seit dem späten 18. Jh., sie blendet den für die Befunde der zweiten Nachkriegszeit in Westeuropa so typischen Trend des warenästhetischen Konsums als momentanen, religionssubstituierenden Verzauberungserlebnisses aus, sie thematisiert auch nicht die Veränderung der Struktur ethischer und symbolisierender Diskurse. Für derartige Bereiche wären zumindest entsprechende Skizzen hilfreich gewesen, um den Erklärungswert der gesamten Thematik konkreter abschätzen zu können.

Zum anderen wäre es sinnvoll, das zur Verfügung stehende Methodeninstrumentarium klarer zu reflektieren und interdisziplinäre Möglichkeiten bewußter zu nutzen: Eine Schwierigkeit hat Graf in seinem Aufriß schon angesprochen: Inwieweit kann man den subjektiven Faktor methodisch angemessen einfangen? Es war daher ein glücklicher Einfall, den Anthropologen *Fernandez* um eine Stellungnahme zu bitten und dadurch eine interdisziplinäre, über die verschiedenen Geschichtswissenschaften hinausgehende Perspektive zu gewinnen. An *Fernandez'* Plädoyer, durch die diachrone Untersuchung religiöser Metaphern wie „die Unbilligkeit der Ungleichheit“, „die Suche nach Neuen Welten“ in Verbindung mit Biographieforschung die historisch so wohl erstmalige und von Max Weber so benannte „innere Einsamkeit“ des Individuums in den Blick zu nehmen, lohnt es sich anzuknüpfen. Die Erkenntnismethoden von historischer Anthropologie und Ethnologie würden es erlauben, den individuellen Strategien zur Kontingenzbewältigung näher zu kommen. Schieders Kritik an der rein innerchristlichen Perspektive verdient insofern eine Erweiterung, als ein zeitlicher Vergleich, der über die innerneuzeitliche Entwicklung hinausgeht, fehlt. Es wäre für das Verständnis

der voraussichtlichen Spezifika des neuzeitlichen Vergleichs und für die Ausbeutung eines schärferen Begriffsapparates für die Benennung von Funktionsveränderungen hilfreich, wenn – im Sinne Weberischer Idealtypen – Strukturmerkmale europäischer antiker und mittelalterlicher Religionsformen und -funktionen genannt worden wären.

Der Band bietet, auch unter Berücksichtigung der Kritikpunkte, insgesamt eine gute Bestandsaufnahme eines Forschungsgebietes, das seine Karriere noch vor sich hat.

Friedemann Scriba

Armin Reese, Europäische Hegemonie versus Weltreich. Außenpolitik in Europa 1648–1763, Schulz-Kirchner Verlag, Idstein 1995, 190 S. (Historisches Seminar, N. F., Bd. 7).

Armin Reese will mit diesem Band auf das zunehmende Interesse an Außenpolitik reagieren und wählt dafür einen Zeitraum, der von einem fundamentalen Wandel in den Prinzipien von Außenpolitik gekennzeichnet war. In der Einleitung reflektiert er über die titelgebenden Konzepte europäische Hegemonie und Weltreich. Er zeigt zunächst, daß frühere „Weltreiche“ – das chinesische „Reich der Mitte“, das Weltreich Alexanders des Großen, das Römische Reich usw. – im Verständnis ihrer Herrscher die wichtigsten Teile der Welt dominierten, der Begriff freilich nie wörtlich zu nehmen war. Aufgrund der begrenzten Kenntnis der Welt war es möglich, Anspruch auf Universalität zu erheben. Das mußte sich mit den „Entdeckungen“ und der europäischen Expansion nach Übersee seit dem 16. Jh. ändern. Erst in dem vom Verf. behandelten Zeitraum wurde es möglich, eine führende Stellung in Europa und weltweite (überseeische) Domination auch getrennt zu denken. (S. 15) *Reese* entwickelt den Gedanken, daß das Reich Karls V. auch unter Philipp II.

noch beides vereinte – europäische Hegemonie und Weltreich waren zwei Seiten einer Medaille –, daß aber mit dem Verlust der Führungsrolle Spaniens in Europa und mit dem Entstehen der Gleichgewichtsidee, als einzelstaatliche Hegemonie auf dem Kontinent unmöglich wurde, beides auseinanderfiel. Universaler Herrschaftsanspruch einer europäischen Macht setzte nicht mehr die europäische Hegemonie voraus oder brachte sie mit sich. (S. 21) England zeigte es: Auf dem Kontinent genügte ihm die *Balance of Power*, während die Sicherung der so einträglichen Weltherrschaft des *Seaborn Empire* außenpolitisch, diplomatisch und militärisch Priorität erlangte. Diese Überlegung erscheint geeignet, die stetiger trotz verbaler Absicherungen nach wie vor herrschende Beschränkung der Außenpolitikforschung der Frühen Neuzeit auf Europa zu überwinden.

Dieser ausbaufähige Grundgedanke findet sich leider nur noch entfernt in den weiteren Passagen des Buches. Im ersten Teil unternimmt Reese einen Abriss der internationalen Beziehungen im Zeitraum 1648 bis 1763, der in seiner Kürze für den ins Auge gefaßten Leserkreis sicher von Nutzen sein kann. Im einzelnen behandelt er die Ausgangslage 1648, das Hegemonialstreben Frankreichs, Grundzüge der englischen Außenpolitik, das Problem der spanischen Erbfolge und den Nordischen Krieg, den Aufstieg kolonialer Fragen und die Kriegsepoche 1739 bis 1763. Gegenüber dem Anliegen, die Weltansichten führender Politiker zu zeigen, wie diese sich Struktur, Organisation und mögliche Beherrschung der Welt vorstellten (S. 22), erscheint die Darstellung dann eher traditionell und stellt die Verlaufsgeschichte in den Vordergrund. Bei der Beschreibung der inneren Entwicklungen einzelner europäischer Länder als Hintergründe für die zwischenstaatlichen Handlungsmöglichkeiten und Verwicklungen wären umfassendere Literaturangaben zur Geschichte des jeweiligen Landes ein deutlicher Gewinn gewesen. Auch die den Band abschließende

Bibliographie der Forschungsliteratur ist mit knapp dreißig Titeln zu schwächig.

Stellenweise finden sich in der einführenden Darstellung Ungenauigkeiten (z.B. war 1660 Brandenburg noch nicht „Preußen“, eine „allgemeine Wehrpflicht“ stand im Handlungszeitraum noch nicht zur Diskussion).

Im zweiten Teil („Quellen“) wechseln Originaldokumente (teils aus dem Französischen oder Lateinischen übersetzt) mit regestenähnlichen Zusammenfassungen aus dem ersten Band von Ghillanys „Europäischer Chronik von 1492 bis Ende April 1865“ (Leipzig 1865).¹ Die Auswahl der Quellen wird im einzelnen nicht begründet, die Dokumente selbst werden nicht kommentiert. Sie sollen insgesamt „die im Hintergrund [des außenpolitischen Handlungszusammenhangs der behandelten Zeit] wirkenden Ideen“ präsentieren, wobei „immer entscheidend [war], wieviel von den Grundsätzen durchschlug“ (S. 13). Das betrifft im einzelnen 16 Quellenstücke (bzw. -zusammenfassungen): neun Friedensverträge sowie Instruktionen, Gutachten, eine Flugschrift. Ein ungedrucktes Dokument fand Aufnahme – ein Memorandum Masson de Plissays (zu Person und Adressat liest man nichts) über den französischen Handel von 1731 –, das die britisch-französische Konkurrenz in den Kolonien deutlich formuliert.

Im dritten Abschnitt verbirgt sich hinter dem Titel „Thesen der Forschung“ eine unkommentierte Zusammenstellung von zwölf Textpassagen aus drei neueren Überblicksdarstellungen zur europäischen bzw. deutschen Geschichte (sechsmal Kunisch, fünfmal Vierhaus, einmal Duchhardt)², die Reese mit thematischen Überschriften versehen hat. Forschungskontroversen werden auf diese Weise nicht erkennbar. Die genannten Handbücher befinden sich zudem im Handapparate einer jeden Universitätsbibliothek. Ob diese zwanzig Seiten nicht anregender hätten gefüllt werden können?

In der Kombination von Einführung in ein Thema, Auswahl repräsentativer

Quellen und Darlegung von Forschungsthemen bezweckt die Reihe „Historisches Seminar“, sowohl dem Fachmann den raschen Einblick in methodische Aspekte für eigene Forschung als auch Grundlagen für Seminarveranstaltungen an Universitäten, schließlich Material für die Unterrichtsvorbereitung von Lehrern und die Lehrerfortbildung anzubieten, und auch interessierten Laien soll ein Zugang geboten werden. Das avisierte Publikum ist also denkbar breit gestreut, und in dem vorliegenden Band der Reihe ist der dazu erforderliche Spagat nicht sehr überzeugend ausgefallen.

Katharina Middell

- 1 Friede von Nystad 1721, Präliminarfriede von Wien 1735, Dresdner Friede 1745, Friede von Aachen 1748, Friede von Paris 1763.
- 2 J. Kunisch, Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Régime, Göttingen 1986; R. Vierhaus, Deutschland im Zeitalter des Absolutismus, Göttingen ²1984 (=Deutsche Geschichte, hrsg. von J. Lenschner, Bd. 6); H. Duchhardt, Altes Reich und europäische Staatenwelt 1648–1806, München 1990 (EDG, Bd. 4).

Irene Castells Oliván, La Revolución francesa (1789–1799), Síntesis, Madrid 1997, 314 S.

Ich glaube ohne Übertreibung sagen zu können, daß hier endlich das erste spanische Buch von Bedeutung über die Französische Revolution vorliegt, und zwar ein Original, keine Übersetzung. Die Autorin nimmt ihren Ausgangspunkt in der Historiographie, die sich aus der Zweihundertjahrfeier ergab, und betrachtet die beachtliche Differenz zwischen der ersten Hundertjahrfeier (Glorifizierung des französischen Phänomens) und der zweiten mit ihrer durchaus internationalen Vision. Die gegen-

wärtige Situation wird von der Existenz zweier Schulen bestimmt, der sog. klassischen und der revisionistischen, die teilweise grundverschieden sind, ungeachtet dessen aber neue Gesichtspunkte zu alten Problemen einbringen konnten und sich insgesamt als bereichernd erwiesen. *Irene Castells* integriert meisterhaft und beherrscht die Bibliographie auf beeindruckende Weise. Sie stellt die Ereignisse in ihrem Lauf nicht nebeneinander, sondern fügt sie zu einer Schilderung zusammen. Ihre Position erscheint mir sehr überzeugend, fast als die einzig annehmbare.

Um die Ursprünge der Französischen Revolution herauszufinden, beleuchtet die Autorin die französische Gesellschaft kurz vor der Explosion in ihrem doppelten, dem ländlichen und dem städtischen Rahmen. An der Spitze der Ständegesellschaft befand sich der Säkular- und Regularklerus mit großen ökonomischen Unterschieden zwischen der hohen und der niederen Geistlichkeit. Den zweiten Stand bildete der Adel, ebenfalls geteilt, mit Robe und Schwert – aber hier handelt es sich schon um einen Begriff, der, wengleich am Ende des 18. Jhs nicht verschwunden, so doch sehr verschwommen war. Dieser zweite Stand befand sich in fortschreitender Auflösung, bei der die Macht des Geldes ihren Anteil hatte. Der gegen den Adel gerichtete typische Diskurs des 18. Jhs zeigt eine scheinbare Kohärenz des Adelsstandes, aber dies ging nicht über ein ideologisches Artefakt hinaus, außerhalb dessen sich die Realitäten vollzogen, die die Revolution ans Licht brachte. Das Wort Feudalismus im weiten Sinne bezeichnete alles Negative des Augenblicks; genauer betrachtet hatte er Auswirkungen auf Wirtschaft und Rechtsprechung, die gerade deshalb spürbar wurden, weil er sich in seiner Endphase befand.

Die Eigentumsstruktur schrieb sechs Prozent des Bodens dem Klerus zu, 25–30 Prozent dem Adel, 20 Prozent der städtischen Bourgeoisie und 40–45 Prozent der Bauernschaft, was heißt, daß sich mindestens ein Drittel des französischen Bodens in den Händen der Privile-